

(Nachdruck verboten.)

20]

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

„Liebe er Dich denn nicht?“ fragte Dora naiv.

„Ja, vielleicht, jedenfalls wurde er aber nicht von demselben ausschließlichen, heißen Verlangen getrieben wie ich. Er war ja Mann, ihm, weißt Du, war der Liebe Weg nicht ausschließlich e i n e r, wie ihn die menschliche Ordnung uns sogenannten ehrbaren, besseren Frauen vorschreibt. Wir sind zu arm, um zu heiraten, und er zog sich ohne ein einziges bindendes Wort zurück. So handelt ein Gentleman, das weißt Du wohl.“

„Ja, natürlich.“

Margit stand heftig vom Sofa auf und kreuzte die Arme hinter dem zurückgeworfenen Kopfe. Das Gesicht war unnatürlich bleich gegen das grünliche Licht der Lampe, nur die Lippen leuchteten dunkelrot.

„Du bist ein Kind, Dora,“ sagte sie kurz, „ein kleines, gedankenloses, weißes Lamm, das nicht weiß, was es heißt, von dem Dämon der Leidenschaften gepackt zu werden, aber ich kann Dir sagen, daß, hätte nicht mein angeborener Stolz mich aufrecht gehalten, ich mich ihm in die Arme geworfen und gebeten hätte, meinen Kopf an seine Brust legen zu dürfen, ihn um einen und tausend glühende Küsse, um bebende, zärtliche Liebesongen gebeten hätte; dann wäre ich gegangen, glücklicher als jetzt, denn ich hätte wenigstens eine kurze Weile gehabt, daß das Leben auch Wert besitzen kann. Vielleicht werden Du und noch hundert andre mich nicht verstehen, man würde wahrscheinlich glauben, daß ich sinnlich und verwerflich wäre, weil ich eine verbotene Frucht genießen wollte, und darum schweige ich am liebsten mit meinen Gedanken, aber nun ist es einmal gesagt, und ich weiß, daß ich nichts Gemeines oder Unreines meine. Ich verlange nur das Recht, einen Bruchteil des Glückes für mich zu nehmen. Ich frage nichts nach einer vernünftigen Verbindung durch Verlobnis und Heirat; es kann ja Verhältnisse geben, die das unmöglich machen, aber ich kann nicht verstehen, warum nicht ein Kuß, eine Liebesong eben so selbstverständlich gegeben und genommen werden kann, wie man zum Beispiel einen Kranz als Erinnerungspfand auf einen Grabhügel legt.“

Dora war auch aufgestanden. Sie fühlte sich im Anfang ein wenig verlegen über Margits exaltierte Heftigkeit, doch bald ließ sie sich mit fortreißen; es mußte etwas Großes darum sein, so frei und ungebunden ohne Rücksicht auf die Meinung der andren Leute zu lieben.

Margit atmete heftig, sie bereute fast, was sie gesagt hatte, denn sie fühlte, daß sie durch Worte in den Schmutz zog, was ihr in Gedanken rein und unbefleckt erschien. Es war, als ob die Menschheit selbst die Bedeutung des Wortes gestempelt und es disharmonisch hätte klingen lassen.

„Liebe Margit,“ sagte Dora zärtlich, „glaubst Du nicht, daß Ihr Euch wiederfinden könnt?“

„Wiederfinden? Er ist verheiratet, Liebste.“

„Und Du hast ihn nie vergessen und einen andren gern haben können?“

Doras erregtes Antlitz strahlte vor Bewunderung, sie glaubte noch an das Ewigkeitsprincip einer unvergänglichen Liebe.

Margit setzte sich wieder auf das Sofa und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Es war, als wollte sie auf diese Weise die wirbelnden Gedanken sammeln, die gleich heißen Blutstropfen in ihrem Gehirn brannten.

„Doch,“ sagte sie langsam und bitter, „ich hätte sowohl einen andren lieben und heiraten können — doch dieser andre ist nie gekommen. Ich habe mich mehr nach dem Phantom als nach der lebenden Wirklichkeit, die ich verlassen, gefehnt. Doch jetzt sind glücklicher Weise die schlaflosen Nächte mit all ihrer hegenden Angst vorüber. Jetzt entschlummere ich wie ein guter Tagelöhner, und habe ich einmal wache Träume, so drehen sie sich meistens um eine reiche Heirat, das ist jetzt mit dreißig Jahren meine fata Morgana.“

„Aber Margit, das ist nicht Dein Ernst,“ versetzte Dora, „Du, so intelligent und warmherzig, solltest Dich einem Manne

verkaufen können, nur weil er Geld hat? Geld allein macht nicht glücklich in dieser Welt. Als ich fünfzehn, sechzehn Jahre alt war, schwärmte ich davon, einen reichen alten Mann aufzugabeln und zu heiraten, aber jetzt — jetzt scheint es mir ganz unmöglich.“

„Ja, das will ich wohl glauben, aber sei einmal erst so alt wie ich. Hast Du dann keine andre Leibrente gefunden, wirst Du es wohl gern sehen, wenn der „alte Mann“ kommt Dir eine präsentiert, wenn er selbst auch als unangenehmes Zubehör mitfolgt. Meinerseits beklage ich nur, daß ich keinen in Aussicht habe.“

„Püi, Margit, Du solltest Dich schämen, so zu reden. Wenn Marie Luise Dich hörte, würde sie sich entsetzen. Sie ist so weiblich, Margit, so gut.“

„Ja, ich kann sie mir vorstellen, aber ich kann nie zu dieser Kategorie „guter“ Frauen gezählt werden. Es ist ein eitles Unternehmen, siehst Du, zu versuchen, den Leib weiß zu waschen. Die bürgerliche Gesellschaft streut an gelegentlich Puder darauf, damit die schwarzen Federn nicht sichtbar werden, doch der wilde Vogel braucht sich noch so leise zu schütteln, so verrät er seinen Ursprung.“

Es war spät geworden, und Dora mußte nach Hause gehen.

Margit begleitete sie wie gewöhnlich ein Stück Weges. Sie sprachen jetzt von weniger brennenden Fragen. Als sie sich trennten, sagte Margit weich:

„Ich fürchte, daß ich Dich heute abend von mir geschreckt habe. Du bist nicht an Raubvögelart gewöhnt, aber vergiß, was ich Dir gesagt habe, oder wenn Du das nicht kannst, so denke, daß nicht alle über einen Kamm geschoren werden können, und daß wir, des Lebens Stiefkinder, auch unsere guten Seiten haben können, wenn wir auch an den scharfen Ecken der Prüfungen unsere Gebrechen bekommen haben. Adieu, kleine Dora!“

Schlank und hochgehobenen Hauptes ging Margit Erling allein nach Hause. Einer oder der andre versuchte sich ihr zu nähern, doch dergleichen Suldigungen speiste sie mit kalter Verächtlichkeit ab. Als sie wieder ihr kleines Zimmer betrat, waren dort schon die Betten zurechtgemacht und ihre Gefährtin heimgekommen und eifrig damit beschäftigt, einen Brief an ihre Mutter, die auf dem Lande wohnte, zu schreiben.

Dies junge Mädchen war eine jener romvangigen, blühenden Duhendtypen, die alles „riesig nett“ und die meisten Herren „fürchtbar schneidig“ finden. Sie war nahe daran, auf schlechte Wege zu geraten, meinte Margit, heute abend jedoch beneidete sie sie um ihr physisch gesundes, gedankenarmes Gehirn. Es mußte ein angenehmes Gefühl sein, einige unbedeutende Begebenheiten zusammen zu fassen, sie wie ein billiges Perlenhalsband auf einen starken Faden von Wohlbehagen zu ziehen und dann die Farbenpracht der Glasperlen zu genießen, als wären es echte Steine.

Endlich war es Nils gelungen, einen Nebenverdienst an der technischen Schule zu erhalten, und die Hochzeit wurde nun zum Frühling, wenn Günther nach Hause käme, festgesetzt. Es würde immerhin noch schwer halten, mit dem Wenigen auszukommen, das wußten sie, doch beide sehnten sich nach einem eignen Heim, wie klein es auch sein mochte.

„Wir müssen natürlich arbeiten,“ sagte Nils ruhig, als die Schwestern ihm Vorwürfe machten, daß er nicht noch ein wenig warte und nicht um Rat frage, wie er sich einrichten sollte.

Innerlich bangte ihm doch etwas vor diesen fortgesetzt kleinlichen Verhältnissen. Es kam ihm vor, als hätte er sich unrettbar in etwa hineingegraben und könnte nun nicht wieder herauskommen, ohne seine Ehre zu verlieren und Marie Luise für immer unglücklich zu machen. Das beste also war wohl, die Sache jetzt zum Ende zu führen.

„Nils, Du bist nicht mehr so froh und hoffnungsvoll wie früher,“ sagte Marie Luise eines Sonntagmorgens, als sie allein in dem Zimmer des jungen Mädchens saßen. Es hatte Frau Lejer gegliückt, einige Schulknaben in Pension zu bekommen, und diese hatten jetzt des Doktors früheres Zimmer inne, waren aber zufällig nicht zu Hause.

„Das ändert sich natürlich mit den Jahren, mein Lieb-
ling,“ erwiderte Nils freundlich, „je weiter man kommt, desto

mehr begreift man, daß wer zum Groschen geschlagen ist, nie ein Thaler wird.“

„Aber jetzt, dünkt mich, stehen wir am Ziele, Nils, da wir unser eignes kleines Heim bekommen.“

„Ja freilich. Und Du wirst eine kleine tüchtige Hausfrau werden.“

Er streichelte sie, doch seine Gedanken waren nicht recht dabei. Was ihr ausschließlich als Lebenszweck erschien, war es ihm nicht. Er hatte sich eine andre selbständige Thätigkeit gedacht. In ihm arbeiteten so viele Pläne, von deren Verwirklichung er geträumt hatte. Statt dessen sollte er sein ganzes Leben hindurch als Zeichner in eines andren Comptoir stehen, von andrer Ideen gebunden, mit Kopieren beschäftigt, während eine Menge brauchbarer Projekte totgeboren in seinem Gehirn lagen, weil er ihnen keine Zeit und Pflege widmen konnte. Die Zeit, da er Marie Luise gebeten, sein eigen zu werden und sich mit ihrem Jawort so unsäglich reich gedünkt hatte, schien ihm weit zurück zu liegen. Er tadelte sich wegen der Nebengedanken, die ihm jetzt kamen und ihm die Zukunft so dunkel erscheinen ließen, und wunderte sich über sich selbst.

„Mein Nini,“ sagte sie und küßte seine große, braune Hand, „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ich mich über jede Kleinigkeit freue, die ich für unser kleines Heim zusammensparen kann. Heute bin ich aus gewesen und habe mir Wohnstubengardinen angesehen, ein wunderhübsches Muster und nur fünfundsiebzig Dore das Meter, ist das nicht billig?“

„Ja, sehr. Nun, nimmst Du sie?“

„Nein, ich wollte erst Deine Meinung hören. Wir gehen wohl einmal einen Nachmittag zusammen aus?“

„Ja, wenn ich Zeit habe. Ich habe ja die Schule jetzt auch,“ setzte er mit schwerem Seufzer hinzu.

„Du Aermster, aber Du sollst sehen, daß ich Dir helfen kann. Erstens und vor allen Dingen werde ich die Wirtschaft sehr verständig führen, und dann werde ich alle die häßlichen Sorgenfalten auf Deiner Stirn mit vielen, vielen Küssen glätten. Nils, das ist ja alles so wenig, aber ich weiß nicht, was ich nicht für Dich thun möchte.“

Er drückte sie dankbar an sich, sie war ein so feines, kleines zartfühlendes Wesen, und er kam sich wie ein großer, ungeschickter Bär neben ihr vor. —

Marie Luise war eigentlich keine hübsche Braut, wie sie da in ihrem einfachen, schwarzen Seidentleide von den fröhlich neckischen Strahlen der Aprilsonne beleuchtet stand. Das Glück hatte nicht das Vergnügen, vor der Zeit Gealterte und Verblüdete auszulöschen vermocht, ihren sanften Zügen jedoch eine zuversichtliche Ruhe gegeben.

Nils dagegen war ein stattlicher Bräutigam, und die meisten, welche außer den Verwandten der Trauung bewohnten, widmeten ihre Aufmerksamkeit ihm. Das einzige, was Marie Luise an ihrem Hochzeitsstage entbehrte, war, daß keiner ihrer Brüder zugegen sein konnte; Günther hatte das Anerbieten erhalten, noch den Sommer über in Schonen zu bleiben, und eine Heise Svens stand natürlich außer aller Frage. Die Familien Lejer und Hedwin nahmen nicht mehr als eine Bank in Anspruch, Tante Selma von Harder und die Oberstin waren gnädigst erschienen und saßen vornehm und imponant da.

Sie hatten Nils nur das eine Mal gesehen, als Marie Luise ihn vorgestellt hatte, aber sie geruhten anzuerkennen, daß er recht nett ausfähe.

Frau Lejer nickte ihrer Schwester zu und flüsterte zurückgelehnt, mit einem gewissen Air von früher Frau Hedwin zu, daß dort ihre Verwandten säßen; mit der Oberstin prahlte sie besonders gern, trafen doch bei ihr Stellung und Reichthum zusammen.

Frau Hedwin antwortete mit einem etwas zerstreuten „Ja so!“ und folgte mit Thränen in den Augen den jungen Leuten, die jetzt vor dem Altar knieten. Sie fühlte so deutlich in dieser Stunde, daß ihr kleiner Nils, das Kind ihrer stolzen Mutterhoffnungen, von ihr ging zu einer andren. Sie würde künftig nicht mehr seine Vertraute sein, nicht mehr seine Leiden und Freuden teilen. Sie war Nummer zwei in seinem Herzen und bald würde sie noch weiter daraus entfernt werden. Geduldig neigte sie das graue Haupt und lauschte andächtig den Worten des Geistlichen, der vorschriftsmäßig diesen christlichen Bund segnete. Sie hörte das Brautpaar mit jugendlich klarer Stimme die Gelübde ablegen, und ein wehmütiges Lächeln glitt über ihr gesuchtes Antlitz. So hatte auch sie einmal vor „Gott dem Allwissenden“ gelobt, und nie, nie hatte sie dies Gelübde bereut.

Nach Beendigung der Trauung wurde dem jungen Paare gratuliert. Die Oberstin handte einen Kuß auf Marie Luises Stirn und drückte Nils Hand mit einem Ausdruck, der sich fast in die Worte: „Ja, nun ist es vorbei mit den Süßbrottagen, junger Mann,“ übersehen ließ.

Tante Selma sagte beim Hinausgehen zu der Schwester: „Marie Luise ist wohl so verständig gewesen, den Schleier zu leihen, denn das ist doch eine ganz unnötige Ausgabe.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Insel der Schiffbrüchigen.

Skizze von D. Ortvin.

Purpurn steigt sie auf aus dem glänzenden Azurblau des Mitteländischen Meeres, von starren Klippen umschlossen, die zackig zum ewig lichten Himmel empordräuen, mit larger Ackertrume kaum die wenigen Bewohner ernährend, aber im Frühling blütenüberschüttet und düfteberauscht: die Insel der Schiffbrüchigen!

Warum der raumende Volksmund ihr den Namen gab? Nicht allein, weil die Insel keinen eigentlichen Hafen besitzt, sondern nur eine mehr oder weniger sichere Einfahrt, der zudem bei Sturm kein Schiff sich zu nahen wagt. Die Bogen des Lebens werfen mehr Schiffbrüche an den felsigen Strand, als die schaumgekrönte, schillernde Welle, die zur Zeit der Stürme Pflanzen und allerlei Gerät über die Klippen spült, wo sich jauchzende Fischerkinder über den Fund hermachen.

Es war ein Spätnachmittag im April, als ich langsam den Bergang hinaufstieg zum San Michele. Der Hügel hebt sich ziemlich in der Mitte der Insel breit über das sattelförmig eingeschnittene Thal. Durch süßduftende Bignen und silberglänzende Olivenärten stieg ich empor, das Städtchen mit seinen weißen Häuserreihen und gartengebetteten Villen unter mir lassend, von Terrasse zu Terrasse, dem mächtigen Mauerkranze entgegen, der den flachen Scheitel des Hügelkron.

In der Cantina, einer kleinen Kellerei, die dem Besitzer des Olivenmälzchens gehört, blieb ich stehen und blickte empor. Scharf zeichneten sich die Linien des grauen Gemäuers gegen den dunkelblauen Himmel ab, aus dem es zu strömen schien wie ein Meer von Licht, wengleich die Sonne schon tief im Westen stand. Eine Olive breitete ihre silbergrauen Äste über die weinmüdwachsende Wand; klar ließ die durchsichtige Luft jeden Zweig erkennen, — jedes Blatt an den kugeligem Büschen der wilden Myrten, jeden Faden des grünen Geranks, das aus allen Ritzen des Gesteins quoll.

Mein Auge schweifte weiter, die graue Mauer entlang bis zur Westseite des Kegels, wo sich ihm gegenüber die Wand des Monte Solaro in scharfen Konturen vom Himmel abhebt.

Plötzlich haftet mein Blick an einer Stelle des Plateaus. Auf der Höhe des westlichen Vorsprungs zeichnen sich deutlich zwei Gestalten ab gegen die blaue Luft, ein Mann und ein Weib. Sonderbar scharf erscheinen ihre dunklen Silhouetten, wie aus schwarzem Stein gemeißelt. Unbeweglich stehen die Weiden, wie leblos. Trügt ein Spul meine träumenden Sinne? —

Jetzt — ein plötzlicher Windstoß erhebt sich und faßt das lange Gewand der Frau. Ich sehe ganz deutlich, wie es ihre Gestalt umflattert und wie ihr Schleier im Winde weht, gleich einem dünnen Wolkenbände in der leuchtenden Luft. . . .

Warum berührt mich das Bild so eigen, beinahe geisterhaft? Ist es doch ein bloßer Zufall, daß gerade ich den San Michele immer einsam fand! Warum sollen nicht auch andre Fremde den wundervollen Punkt zum Ziel ihrer Wanderungen machen?

Ich raffe mich auf und Nimmte weiter hinan. Unwillkürlich beschleunige ich meine Schritte. Als ich auf der Plattform anlange und hinübersehe nach der Stelle, wo die Weiden standen, sind die Gestalten verschwunden. Kahl und grau liegt der Fels wie immer.

Eine grüne Eidechse huscht an mir vorüber und blickt mich mit ihren glänzenden Auglein prüfend an; — sonst nirgends die Spur eines lebenden Wesens. —

Indessen hat sich der Himmel grau umzogen. Ein jäher Windstoß setzt über die Hochfläche und wirbelt flirrend das lose Geröll unter meinen Füßen den Abhang hinunter.

Ich trete bis an den Rand des Vorsprungs. Dräuend steigt vor mir die Wand des Solaro auf. Wie gleitende Schlangenleiber kriechen die Nebel daran empor. Die Sonne steht in einem roten Dunstkreis und wirft einen düsteren Schein auf das graue, regungslose Meer. Keine Vogelstimme, kein Laut. Nur in den Lüften braut es und sauft es wie unterdrückte Stimmen.

Plötzlich dringt ein leises Gemurmel an mein Ohr. Woher kommen diese Töne? Aus dem Fels unter mir? Aus der Luft? — Und dann, als wenn er die regungslose Luft durchschneidet, der metallene Klang einer Frauenstimme: „Mah, Federigo . . . c'è mio marito!“ — Dann Stille, und darauf wieder das leise Gemurmel, gleichmäßig, ruhig, wie das Geräusch eines fernen Wassers.

Ich wende mich und steige die bröckelnden Stufen hinab, die in den Fels gehauen sind. Sie führen zu einem zerfallenen Thorbogen.

*) Es ist mein Mann!

Kniehoch wuchert das Gras um den Stein. Ich schreite hindurch und den schmalen, verwachsenen Pfad entlang durch eine Wildnis von Efeu und dornigem Gestrüpp.

Da — wie ich um einen Vorsprung der Mauer biege, sperrt eine breitläufige Karube mir den Weg. In ihrem beinahe schwarzen Schatten lagern zwei, die beiden, die ich oben sah, beim Aufstieg.

Die Frau sitzt auf einem geborstenen Säulenstumpf. Sie ist ganz in Schwarz gekleidet. Unter dem großen Hut sprühen ein Paar tiefdunkle Augen, die behandschnitten Finger spielen mit dem Sonnenschirm. Er liegt, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, im Grafe. Er ist blond, der ganze Gesichtsschnitt verrät den Germanen.

Das alles umfasse ich mit einem Blick, während ich flüchtig grüßend vorüberstreife. Der Mann rückt an Hut, aus den Augen der Frau irrt ein Glanz zu mir herüber, wie das blühartige Aufleuchten von Angst, Leidenschaft und verhaltener Blut. Eine Sekunde nur, — dann sprechen sie ruhig weiter, in demselben murmelnden Ton wie vorhin, indes seine nervösen Finger das Gras zerpflücken.

Und indem ich weiter gehe, klingt mir wieder der Ton im Ohr, mit dem sie sagte: „Mah . . . c'è mio marito!“

Dann sehe ich am Aussichtspunkt und schaue hinaus auf die brandenden Wogen der Grande Marina. Eben ertönt die Schiffs-pfeife, und, einen langen Schaumstreifen auf dem fahlen Spiegel hinter sich ziehend, stößt der letzte Dampfer ab. —

Ich mache mich auf den Heimweg. Der Wind trägt mir abgerissene Laute zu, — die beiden sind also noch immer dort, unter dem Karubenbaum. Ganz kann ich sie nicht vermeiden, aber um nicht unmittelbar an ihnen vorüber zu müssen, klettere ich einen niederen Mauerhang hinab und gehe im Bogen zurück zu der verfallenen Steinförte. Hinter dem Gemäuer gedeckt, werfe ich einen Blick hinaus. Sie sitzen noch auf demselben Platz, aber Hand in Hand jetzt, und ein fieberhafter Glanz irrt zwischen ihren Augen hin und her.

Langsam steige ich empor, der Klause zu, die als düstiger Nest der einstigen großartigen Bauten am andren Ende des Plateaus steht. Gebückt schreite ich unter dem Thürbogen in die Hütte, um die antiken Funde zu besichtigen, gestützte Säulen und Reliefs.

Als ich an die Thür trete, um beim letzten Tagessehen eine der zersprungenen Marmorplatten zu betrachten, wandeln sie draußen vorüber, beide hoch, schlank, sich scharf abhebend von dem roten Abendhimmel. Mit gesenkten Häuptern schreiten sie, der sinkenden Sonne entgegen. . . .

Kleines feuilleton.

oe. An der Haltestelle. Die Uhr von den Gendarmenmarkttürmen schlägt halb eins.

Oktobernacht, eine kühle, regenfeuchte Nacht. Der Wind geht rauh und treibt die feinen Sprühtropfen vor sich her; die Menschen eilen und machen, daß sie nach Hause kommen. Es ist ungemütlich auf der Straße.

Das empfindet auch die Alte. Sie hat sich an den Pfahl gelehnt, der das Schild der Straßenbahn-Haltestelle trägt. Mit müden Augen blinzelt sie die Straße entlang — immer noch kein Wagen.

Sie zieht das graue grobwollene Umschlagetuch fester um die Schultern und steckt die Hände fröstelnd in die Ärmel. Ihre Füße sind wie Eis und müde ist sie, ach, so müde. Und dazu drückt der schwere Kragelkorb am Arm.

Ein Blumenkorb ist es; er ist fast geleert; nur noch ein einziges, halbverwelktes Weichensfräulechen liegt darin. Die Alte seufzt schmerz und späht von neuem die Straße entlang. Wie gefegt liegt sie da, tot und leer. In der Ferne rumpelt ein Köff-Köff; Droschken tauchen auf aus Dunst und Regen und rollen vorüber. Auf den Schienen erscheint kein Licht. Aber da, doch, jetzt kommt es. Ihre kleine, verwiterte Gestalt wird förmlich lebendig. Sie sagt den Korb fester und tritt ein paar Schritte vor, kehrt aber schon im nächsten Moment um und sinkt in sich selbst zurück. „Is ja nich der richtige. Is ja schon wieder der Charlottenburger, Herr Jesus, da kommt nu schon der zweite in 'ner Viertelstunde. Natürlich — seine Gegend! Da müssen die Leute Verbindung haben. Die nach Osten raus müssen, können warten, da is man bloß's Arbeiterviertel.“ Die kleine Alte wird in Gedanken ordentlich fuchsig. Sie trappelt mit den Füßen auf, — vielleicht thut sie es auch nur, um warm zu werden. Sie friert erbärmlich. Na, weiß der Himmel, soll man nicht frieren, wenn man den ganzen Tag auf der Straße gestanden hat? Der ganzen Tag in Wind und Wetter? Und nichts Warmes im Leibe als das Töppchen Kaffee am Mittag in der Destille? Die Alte seufzt von neuem; ihr Munselgesicht sieht kläglich drein. Wenn's noch wenigstens zu 'ner Suppe gelangt hätte oder zu 'nem Paar Kartoffelpuffer. Aber nee! Fiehl's ja gar nicht! Wie bekommt man denn die Miete raus? Und 's Jahrgeld und . . . dies, und dies und dies . . . Na ja, 's is schon 'n feines Leben!

Feines Leben! Alle Tage auf der Straße liegen und höchstens Sonntags 'n Stücklein Fleisch im Topp; als Wohnung 'n Loch; um eins auf 'n Strohsack und um fünf wieder raus! Feines, feines Leben!

Na wenigstens — lange kommt's nich mehr dauern! Wenn man schon so an die Siebzig ran is, hat man Hoffnung, daß es bald aus is. Wenigstens ein Trost! Die Alte lacht mit einem grimmigen Humor vor sich hin.

Wo man bloß der Wagen bleibt? Sie kann sich kaum noch auf den Füßen halten, ihre Zähne schlagen fröstelnd zusammen. Sie

ist ein paar Schritt auf und ab gegangen, um sich zu erwärmen, der Schauer bleibt aber doch und rieselt immer vom neuen durch ihren Körper. Todmüde lehnt sie sich wieder an den Pfahl.

Um sie herum ist alles lebendig geworden. Es sind noch mehr Leute an die Haltestelle gekommen. Eine ganze Gesellschaft — Damen und Herren. Sie warten gleichfalls, aber anders als die Alte, mit Lachen und Schwagen. Das ist ein Gefurr und Gefumme in der stillen Straße, gerade als ob es weder Regen noch Kälte gebe. Aber die fühlen wohl auch Regen und Kälte nicht. Die Damen tragen weiche Pelze um den Hals und um den Kopf bunte Seidenhaare, unter den Radmänteln sieht man helle Kleider. Die Dame mit dem braunen Kraushaar summt ein paar Takte vor sich hin und jubelt auf: „Kein, der „Tannhäuser“ ist doch zu schön! Es giebt doch überhaupt keinen höheren Genuß als die Oper. Aber jetzt bin ich müde!“ Sie gähnt.

„Na, Fräulein Willy, Sie können ja ausschlafen.“

„Werde ich auch. Vor neun Uhr nicht aus den Federn.“

„So lange schlafe ich jeden Morgen,“ sagt gelangweilt eine junge Frau, „was soll man denn vorher auf?“

Die Herren lachen: „Wer es so haben kann!“

„Nun das ist doch das mindeste, was man haben muß.“

„Sünden Sie nicht auch, daß man in dieser Weinstube gut ist?“ fragt ein Herr.

„Ausgezeichnet!“ „Famos!“ Mehrere Stimmen antworten zugleich. Die eine sagt: „Die Kranmetzsbögel waren sogar ausgezeichnet, und wie pikant das Roastbeef bereitet war.“

„Die Auster waren ebenfalls brillant. Ach, Sie haben keine Auster gegessen?“

„Na natürlich.“ Die Dame mit dem Kraushaar ist beinahe entrüstet. „Ich werde keine Auster essen, die gehören doch zu einem anständigen Abendbrot!“ Die ganze Gesellschaft lacht.

„Wo nur der Wagen bleibt?“

„Ja, es ist unausstehlich, wie lange man warten muß!“

„Und ich bin so müde!“ Die Dame mit dem Kraushaar gähnt von neuem: „Was denken Sie? Den ganzen Vormittag bin ich bei Bertheim herum gelaufen und habe zur Schneiderei eingelaufen. Dann war ich noch im Kunstsalon. Habe ich mir mein Bett nicht redlich verdient heut?“

„Aber sehr redlich.“ — „Ach ja, man wird müde in der Saison!“

„Da kommt der Wagen!“

„Ja da kommt er. Na dann nur 'ranhalten, daß wir auch mitkommen.“

„Rasch, rasch!“ —

„Nee, Mütterchen, halt mal, nicht so drängeln! Lassen Sie mal erst die Damen hinein.“

Das Wort gilt der kleinen Alten. Der eine von den eleganten Herren spricht's und schiebt sie sanft, aber energisch zurück. Sie will an ihm vorbei, sie hat nur noch einen Gedanken: hinsehen, ausruhen, nach Hause! Sie faßt die Seitenstange und setzt den Fuß auf das Trittbrett, wird aber schon im selben Augenblick wieder herunter gestoßen. Die Dame, die bis neun Uhr schläft, wirft ihr einen empörten Blick zu: „Na, das ist ja doch unerhört, Sie mit Ihrem schmutzigen Korb, belästigen Sie doch nicht das Publikum!“

„Vorwärts!“ rufen die Herren; „rasch, rasch!“

Noch eh' die kleine Alte zur Besinnung gekommen, drängt sich alles an ihr vorbei.

„Gehen Sie nach vorn!“ ruft der Schaffner. „Mit Ihrem Korb dürfen Sie überhaupt nur nach vorn.“

„Na eben, mit dem alten schmutzigen Korb! Sie macht ja den Damen das Zeug unsauber,“ entrüstet sich ein Herr auf der Plattform.

„Nach vorn!“ wiederholt der Schaffner, „geh'n Sie nach vorne!“

„Aber, aber vorn is besetzt.“ Die kleine Alte weint beinahe. Der elegante Herr orient: „Dann fahren Sie mit 'm nächsten.“

Der Wagen rollt weiter und verschwindet um die nächste Ecke. Auf dem Fahrdamm im Regen steht die kleine Alte und starrt mit großen hilflosen Augen in die Nacht. —

Völkerrunde.

k. Korea und die Koreaner. Die letzten Nachrichten über Korea, das „Land der Morgenstille“, wie es seine Bewohner nennen, stammen von dem russischen Forschungsreisenden B. Schmidt, der im Auftrage der russischen geographischen Gesellschaft das Land bereist hat. Die Natur dieser Halbinsel erinnert am meisten an Italien. Lange Zeit war Korea unaufhörlich der Zankapfel zwischen den verschiedenen Reichen, hauptsächlich zwischen China und Japan. Erst vom Jahre 1894 ab hörte seine Abhängigkeit von China auf. Die blutigen Ereignisse, von denen seine Geschichte erzählt, hatten als Ergebnis, daß in Korea fast gar keine selbständige Kultur besteht; es trägt zum größten Teil das Gepräge, das ihm seine Bestwinger aufgedrückt haben. Manche der sittlichen Anschauungen der Koreaner, die Schmidt beschreibt, rufen durch ihre Naivität ein unwillkürliches Lächeln hervor. Die Koreaner werden zum Beispiel als völkergläubig erst gerechnet, wenn sie in die Ehe treten, und da die Nichtverheirateten als Parias in ihrem Volke angesehen werden, so verheirateten sich die Koreaner schon als reine Kinder, mit elf bis zwölf Jahren, obendrein mit Frauen, die ihre Mütter sein könnten. Die Unverheirateten sind in ihren bürgerlichen Rechten beschränkt und müssen den Verheirateten hohe Ehrenbezeugungen erweisen. Das äußere Erkennungszeichen der Verheirateten ist eine breite, fast über den ganzen Kopf reichende ausgeflorene Stelle, wobei nur an den

Männern lange Haare stehen bleiben; diese werden in der Form eines Tammenzapfens über dem Kopf zusammengebunden und bilden den schönsten Schmuck der Koreaner, dessen Aufbau bei einem Verheirateten nicht weniger als eine Stunde beansprucht. Dabei wird der Kopf durch eine Binde so eingeschüürt, daß ein nicht daran gewöhnter Mensch nach einer halben Stunde unerträgliche Kopfschmerzen hat. Die Hüfte der Koreaner sind denn auch nicht für den Kopf, sondern für den Schoß berechnet; sie sind leicht, durchsichtig und schützen nicht nur den Kopf nicht, sondern erfordern noch zu ihrer eignen Bewahrung bei schlechtem Wetter eine besondere Mühe. Um die Frisur nicht zu zerstören, schlafen die Koreaner nicht auf Kissen, sondern auf einem schmalen hölzernen Pfloß. Die ledigen Männer tragen einen gewöhnlichen Zopf. Die Koreanerinnen, die in den Augen eines Europäers abschreckend häßlich sind, bedecken ihr Gesicht, wie mit einer Maske, mit roter und weißer Schminke. Sie gehen, wie auch die Männer, immer weiß gekleidet; sich grell und bunt anzuziehen ist das Vorrecht der koreanischen Mönche, Kinder und Beamten. In dem Schnitt erinnert die Kleidung an die chinesische.

Das sehr arme Volk nährt sich hauptsächlich von Reis, zum Teil mit türkischem Pfeffer, ferner von gekochten Gurken mit Castoröl, und bisweilen einem Stückchen Rindfleisch oder Hundfleisch. Milch gilt als nur für Kälber geeignet, von Butter wissen sie nichts, und Käse brauchen sie nur als Zugvieh. Die Koreaner trinken auch kein Wasser, sondern eine triibe Reisbrühe; Thee und Seife sind ganz, Glas fast ganz unbekannt. Von Krankheiten retten nur die „Schamanen“, die Zauberer; an den Grenzen des Dorfes sind Stride ausgespannt, um die Krankheiten zu hindern, hereinzukommen. Auch Amulette und Stangen längs dem Wege sollen Krankheiten verhindern. Diese Mittel sind so wirksam, daß es schwer fällt, einen Koreaner zu finden, dessen Gesicht nicht von Blattern bedeckt wäre. Die Koreaner sind ein friedliches, freiheits- und arbeitsliebendes Volk, das viel Mühe auf den Reisbau verwendet; ihr Land eignet sich zu Handel und Ackerbau und ist nicht arm an natürlichen Hilfsquellen. Trotzdem ist es bis jetzt das Land der Lehmhütte und des fast ausschließlich kupfernen Geldes, ein Land, in dem beinahe die ganze Bevölkerung in Stroh- und Hanslumpen einbergeht. Es giebt dort kaum Wege; der Ackerbau wird noch roh gehandhabt und läßt sich nicht mit dem der Nachbaru Koreas, Chinas oder Japans, vergleichen. Die Bilder koreanischer Künstler zeigen dagegen einen typisch japanischen Stil, ohne Perspektive, aber ausdrucksvoll und elegant, mit jener Farbengebung von besonderer, einfacher Schönheit, in der die europäischen Künstler neue Anregung suchten und fanden. Die Häuser der Koreaner sind elende, strohgedeckte Hütten, ohne jedes Möbel. Unter dem Fußboden gehen die Rauchfänge durch, so daß es während des Heizens nicht ungesundlich ist, auf dem Boden zu schlafen. Die Lehmwände sind mit Papier ausgeschlagen und haben Papierfenster. Auch die Häuser vornehmer Koreaner und des koreanischen Kaisers selbst unterscheiden sich kaum von den andern Wohnungen. Die Religion der Koreaner stellt ein Gemisch aus Zauber glauben (Schamanismus), Buddhismus und der Lehre des Konfuzius dar; im ganzen stehen die Koreaner ziemlich gleichgültig zur Religion und die vielen Klöster verarmen von Jahr zu Jahr mehr. Der Ahnentult dagegen ist sehr entwickelt; drei Jahre trauert man um einen Verstorbenen, und ein Kastanienholz-Tafelchen mit dem Namen des Verstorbenen wird bis in die vierte Generation aufbewahrt und mit Opfern bedacht. In der Beamten schaft blüht das Bestechungs wesen, was sich zum Teil daraus erklärt, daß die Beamten ihr Gehalt nicht erhalten. Recht hat immer, wer mehr gegeben hat. Das hindert jedoch nicht, daß die koreanischen Städte mit einer Menge Gedenk säulen mit einer Aufzählung der Verdienste verstorbenen und lebender Beamten geschmückt sind; merkwürdig ist nur, daß diese Säulen schon bei Lebzeiten aufgestellt werden.

Aus der Pflanzenwelt.

Im Jahre 1842 erwähnt Heynhold in seiner Flora von Sachsen eine Pflanze, das kleinblütige Springkraut (*Impatiens parviflora*), das aus der Mongolei stamme und in einigen Gärten Dresdens zu einem schwer verfügbaren Unkraut geworden sei. Das Unkraut blieb lange Zeit auf die Gärten Dresdens und seiner direkten Umgebung beschränkt. In den letzten Jahrzehnten hat es jedoch, wie Dr. Robert Ebert in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ mitteilt, in seiner Verbreitung sehr große Fortschritte gemacht und ist auf eine große Strecke an der Elbe hin, auch über das Königreich Sachsen hinaus zu einem verbreiteten lästigen Unkraut geworden. Dabei zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß es überall, wo es auftritt, das einheimische gemeine Springkraut verdrängt. Der große Garten, der schöne Park Dresdens, beherbergte bis in die sechziger Jahre hinein unser gemeinsames Springkraut, das sogenannte Nährmichnichten, in großen Mengen. Jetzt ist es von seinem asiatischen Verwandten gänzlich unterdrückt. Denn dieser, der ebenfalls feuchte, schattige Orte liebt, unterdrückt das Nährmichnichten durch seine größere Stöpermasse. Robert Ebert konnte auf einem kleinen Raume den Kampf der beiden Arten während vier Jahren genau verfolgen. Auf einem winzigen, wenige Quadratmeter großen Bezirk fanden Ende der sechziger Jahre noch etwa 100 Exemplare des Nährmichnichten, als der fremde Konkurrent auf dem Plage erschien. Ein

Jahr darauf war der Bezirk schon zur Hälfte vom kleinblütigen Springkraut besetzt, aber gegen 50 Pflanzen der einheimischen Art kamen noch zur vollen Entwicklung. Wieder ein Jahr später traten zwar von ihr noch etwa 40 Exemplare auf, allein der Fremdling machte sich so breit, er wuchs so schnell, daß er den einheimischen Pflanzen Licht und Nahrung wegnahm. Die Folge davon war, daß von den letzteren keine einzige zum Blühen kam. Im vierten Jahre endlich erschienen nur noch einige Samenpflanzen vom Nährmichnichten, die aber bald wieder eingingen, und in dem folgenden Jahre hatte die asiatische Art den Bezirk total erobert. In dieser schnellen Weise dürfte sich überall die Ausbreitung des fremden Unkrautes und die Verdrängung der einheimischen Art vollzogen haben. An der Elbe hin besitz das kleinblütige Springkraut jetzt einen Verbreitungsstreifen von etwa 100 Kilometer. Es ist sowohl stromaufwärts wie stromabwärts gezogen. Auch an den Bächen, die in die Elbe fließen, ist es sechhaft geworden. Wo der Wasserlauf dieser Bäche ein langsamer ist, da ist es auf Weiten hin bereits vorgebrungen. Ist das Gefälle jedoch stark, so geht die Verbreitung bachaufwärts nur ganz allmählich, in manchen Fällen nur ein paar Meter im Jahre, vorwärts. Vom Uferabende aus überzieht das neue Unkraut das nächstliegende Gelände, so daß jetzt die Bäche bereits einen recht breiten Streifen aufweisen, der mit den Pflanzen dicht besetzt ist. Wenn das Unkraut den Wasserläufen folgt, so liegt das daran, daß es feuchte Gegenden, zum mindesten feuchte Luft liebt, und nur, wo es diese hat, die Bedingungen seines Daseins findet. Es fragt sich aber, auf welche Weise die Verbreitung vor sich geht. Die Frucht schleudert allerdings ebenso, wie dies bei unserm einheimischen Springkraut der Fall ist, die Samenkörner von sich. Allein bei dieser Verbreitungsart hätte es so schnell nicht eine so weite Strecke überziehen können. Stromabwärts könnte wohl das Wasser an der Verbreitung beteiligt sein, aber die Pflanze ist auch sehr weit an der Elbe hin stromaufwärts eingebürgert. Vielleicht hat der Wind etwas zur Verbreitung beigetragen, dagegen scheinen Tiere daran weniger beteiligt zu sein, denn die Samenkörner besitzen keine Einrichtung, durch welche sie z. B. am Tierklebhaften bleiben. Ist der Samenlern einmal auf Land gefallen, so entwickelt er sich auch sehr leicht zur Pflanze. Denn das kleinblütige Springkraut besitzt alle beneidenswerten Eigenschaften des Unkrautes, vor allem große Anpruchslosigkeit an den Boden und sehr schnelles Wachstum.

Humoristisches.

— Unberechtigte Einmischung. Der Michel vom Leudhof, welcher mit seinem ersten Weibe in stetem Unfrieden gelebt hatte und sich deshalb von ihr scheiden ließ, ging bald darauf eine zweite Ehe ein. Aber auch bei dieser Wahl hatte er keine glückliche Hand gehabt, denn seine zweite Frau bekam es, ebenso wie die erste, bald heraus, daß man beim Michel nur mit handgreiflichen Argumenten durchbringen konnte.

Da er aber schon von der ersten Ehe her aus Geprügeltwerden so ziemlich gewöhnt war, ergab er sich jetzt willig in sein Schicksal und nur einmal, bei einer unberechtigten Einmischung bäunte er sich empor und das war an einem Abend, als er, wie öfters schon, etwas angerunten heimkehrte und ihn nicht nur sein jetziges Gewebe, sondern auch die frühere Gattin mit ein paar Maulschellen auf der Dorfstraße abfingen.

„Gehst net z'rud!“ jährie er da seinem vormaligen Ehegepons zu. „glaubst leicht, daß i mi wegen — — Vielweiberei einsperren lassen will?“

— Ein schlechter Kerl. Schwiegermutter: „Mein Schwiegersohn bringt es fertig, mich mit der treuherzigsten Miene auf das schwerste zu kränken. — Wissen Sie, was er neulich that, nachdem er mich zur Bahn gebracht hatte? O, es ist schändlich, empörend! Denken Sie sich, ich stehe am Fenster und will ihm noch einmal mit dem Taschentuch winken, da steht er ganz vorn am Zug und freichelt die Lokomotivel!“

(„Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Das Deutsche Theater hat Hermann Wahrs neue Komödie „Der Meister“ zur Aufführung angenommen.

— Hauptmanns „Weber“ sind nun auch von der Wiener Censur freigegeben worden. Das Stück wird mit dem Ensemble des Berliner Theaters im Wiener Karl-Theater in Scene gehen.

— „Marie“ heißt die neue Oper Charpentiers. Die Handlung, die diesmal nicht dem Pariser, sondern dem Wiener Leben entnommen ist, soll in gewissem Sinne eine Fortsetzung der „Luise“ bilden.

— Die Berliner SeceSSION wird sich an der Weltausstellung in St. Louis nicht beteiligen.

— Fritjos Hansen dementiert die Nachricht, daß er eine neue Nordpolarexpedition unternehmen wolle.

— In der Urania hält heute abend 8 Uhr Carsten Vorhgrebinsk aus Christiania einen Vortrag über „Das Südpolarland“. Lichtbilder nach eignen Aufnahmen werden den Vortrag illustrieren.